

Predigt zu Lukas 18,9–14 (Kirche Spachbrücken – Lichtenberger Land)

500 Jahre Reformation in Spachbrücken

Thema der Predigt: Weil Gott uns angenommen hat, müssen wir uns nicht mehr selbst beweisen. Deshalb können wir frei werden für Veränderung.

Herzlichen Glückwunsch zu 500 Jahren Reformation,
liebe Festgemeinde in Spachbrücken!

500 Jahre.

Wenn man das ausspricht, klingt es fast unglaublich.

Fünf Jahrhunderte evangelische Gottesdienste. Taufen, Trauungen, Abendmahlsfeiern.
Generationen von Menschen, die hier Trost gesucht haben.

Menschen, die Hoffnung gefunden haben.

Menschen, die ihre Kinder hier zur Taufe gebracht haben.

Menschen, die hier um ihre Angehörigen getrauert haben.

Menschen, die hier immer wieder Gottes Segen für ihr Leben empfangen haben.

Und heute feiern wir das als Festtag.

Gott sei Dank!

500 Jahre sind schließlich nicht nichts.

Wenn wir auf diese 500 Jahre zurückblicken, dann entdecken wir natürlich vieles, worauf wir dankbar schauen können.

Aber es gab auch schwierige Zeiten. Kriege, politische Umbrüche, wirtschaftliche Not und gesellschaftliche Veränderungen.

Es gab Aufbruch und Abstiege, Glaubensfreude und Zweifel, Einigkeit und Streit.

Vielleicht gehört gerade das zu einer 500-jährigen Geschichte.

Nicht, dass immer alle einer Meinung waren.

Sondern, dass Menschen immer wieder zusammenkamen.

Hier in der Spachbrückener Kirche.

An diesem Ort.

Unter diesem Dach.

Vor diesem Altar.

Mit demselben Evangelium.

Und trotzdem passiert bei einem solchen Jubiläum leicht etwas Merkwürdiges.

Man schaut zurück – und wird ein bisschen stolz.

500 Jahre!

Was wir alles geschafft haben!

Was hier alles gewachsen ist!

Was diese Gemeinde alles getragen hat!

Und plötzlich stehen wir mitten im Evangelium für den heutigen Sonntag.

Denn Jesus erzählt von einem Menschen, der auch sehr genau weiß, was er alles geschafft hat.

Er geht in den Tempel.

Und er betet.

Aber hören wir einmal genau hin, wie er betet.

„9 Er sagte aber zu einigen, die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis: 10 Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. 11 Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. 12 Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. 13 Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! 14 Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Guter Gott, schenke uns ein Herz für dein Wort und ein Wort für unser Herz.
Amen.

Der Pharisäer betete so, liebe Gemeinde:

„Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute.“

Und dann zählt er auf:

Ich faste.

Ich gebe den Zehnten.

Ich halte mich an Gottes Gebote.

Eigentlich ist dieser Mann beeindruckend.

Er nimmt seinen Glauben ernst. Er übernimmt Verantwortung. Er tut etwas.

Wenn wir heute in unserem Dekanat eine Gemeinde hätten, in der alle so zuverlässig wären wie dieser Pharisäer – wir würden wahrscheinlich sagen:

Da läuft's.

Und vielleicht würden wir diesen Mann sogar nächstes Jahr in den Kirchenvorstand wählen.

Aber dann kippt etwas.

Denn irgendwann redet der Pharisäer gar nicht mehr mit Gott.

Er redet über sich.

Sein Gebet wird zur Leistungsbilanz.

Er legt Gott seinen geistlichen Jahresbericht vor.

Fasten: erledigt.

Spenden: erledigt.

Gebote: eingehalten.

Nur eine Excel-Tabelle fehlt noch.

Und dann kommt der entscheidende Satz:

„Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie dieser Zöllner.“

Da ist es passiert.

Er braucht den anderen, um sich selbst groß zu machen.

Sein Glaube ist nicht mehr nur Vertrauen auf Gott.

Er ist zu einem Vergleich geworden.

Ich bin besser als der.

Und genau da setzt Jesus an.

Denn im Tempel steht noch einer.

Der Zöllner.

Er hat keine Bilanz vorzulegen.

Keine beeindruckende religiöse Vita.

Keine Leistungen, mit denen er bei Gott punkten könnte.

Er steht da.

Von ferne.

Er hebt die Augen nicht zum Himmel.

Und er sagt nur:

„Gott, sei mir Sünder gnädig.“

Mehr nicht.

Und jetzt kommt die große Überraschung.

Jesus sagt:

„Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener.“

Nicht der, der so viel vorzuweisen hatte.

Sondern der, der mit leeren Händen dastand.

Nicht der, der sich selbst gut genug fand.

Sondern der, der wusste, dass er Gottes Barmherzigkeit braucht.

Das ist die Zumutung dieses Gleichnisses.

Und vielleicht auch eine Befreiung.

Denn wir hören diese Geschichte und denken zunächst:

Natürlich möchte ich nicht so sein wie der Pharisäer.

Ich möchte demütig sein.
Ich möchte nicht auf andere herabschauen.

Und dann passiert etwas Gefährliches:

Kaum denke ich das, schaue ich schon auf den Pharisäer herab.

Ich denke:

Wie kann man nur so selbstgerecht sein!

Und schon bin ich wieder genau dort.

Nur eine Etage tiefer.

Selbstgerechtigkeit kann sogar fromm aussehen.

Sie kann sich als Demut verkleiden.

Friedrich Nietzsche hat das einmal zugespitzt.

Jesus sagt:

„Wer sich selbst erniedrigt, **wird** erhöht werden.“

Nietzsche macht daraus:

„Wer sich selbst erniedrigt, **will** erhöht werden.“

Das ist die Falle.

Man kann sogar auf seine eigene Demut stolz sein.

Und damit sind wir mitten in dem, was Martin Luther an diesem Gleichnis so wichtig geworden ist.

Die entscheidende Frage lautet nicht:

Wie gut bin ich?

Sondern:

Worauf vertraue ich?

Der Pharisäer vertraut letztlich auf seine Frömmigkeit.

Der Zöllner vertraut auf Gottes Erbarmen.

Und genau darin erkennt Martin Luther das Evangelium.

Nicht unsere Leistung macht uns vor Gott gerecht.

Nicht unsere Frömmigkeit.

Nicht unsere religiöse Bilanz.

Nicht einmal unser besonders guter Glaube.

Sola gratia.

Allein aus Gnade.

Und **sola fide**:

Allein im Vertrauen.

Das ist die befreiende Botschaft der Reformation:

Ich muss mich vor Gott nicht selbst rechtfertigen.

Ich muss ihm keine Bilanz vorlegen.

Ich muss nicht beweisen, dass ich besser bin als andere.

Ich darf mit leeren Händen kommen.

Und Gott sagt:

Du bist angenommen.

Und jetzt sind wir wieder in der Gegenwart.

Am 16.08.26 in Spachbrücken.

Wir feiern 500 Jahre Reformation.

500 Jahre evangelischer Glaube an diesem Ort.

Und vielleicht verstehen wir jetzt noch einmal anders, warum dieser Ort wichtig ist.

Denn natürlich ist diese Kirche wichtig.

Sehr wichtig.

Sie steht sichtbar auf dem Pfarrberg. Sie gehört zum Ortsbild. Sie ist ein Stück Heimat.

Und deshalb ist es richtig, dass wir um unsere Kirchen und kirchlichen Gebäude ringen. Dass wir sie erhalten wollen. Dass wir nicht leichtfertig sagen:

Dann geben wir unsere Gebäude eben auf.

Denn eine Gemeinde braucht einen Ort, an dem sie zusammenkommt.

Aber gerade deshalb müssen wir eine wichtige Unterscheidung treffen:

Wir brauchen als Kirche Gebäude. Aber das Gebäude ist nicht die Kirche.

Das Gebäude dient der Kirche.

Nicht die Kirche dem Gebäude.

Denn Kirche ist nicht zuerst ein Haus aus Stein.

Kirche sind Menschen, die sich von Christus rufen lassen.

Wovon lebt Kirche eigentlich?

Diese Kirche hier kann ein wunderbarer Ort sein.

Aber sie darf nicht zum Gefängnis werden.

Sie darf nicht dazu führen, dass wir nur noch damit beschäftigt sind, das zu bewahren, was wir besitzen.

Denn dann kann aus Bewahrung Versteinerung werden.

Eine wichtige Frage für mich – wenn wir über die Zukunft der Kirche ringen – lautet:

Bauen wir gerade Kirche – oder bauen wir Mauern?

Mauern um Gebäude.
Mauern um Gewohntes.

Die heutige Feier 500 Jahre Reformation in Spachbrücken erinnert uns daran:
Kirche muss sich immer wieder neu auf ihre Mitte ausrichten.
Nicht auf sich selbst.
Nicht auf ihren Besitz.
Sondern auf Christus und sein Evangelium.

Darum geht es heute nicht darum, alles Alte abzuschaffen.
Es geht darum, beweglich zu bleiben für das, was Gott mit uns vorhat.

Im kommenden Jahr werden neue Kirchenvorstände gewählt. Menschen werden Verantwortung übernehmen – für Gebäude und Finanzen, für Gottesdienste und Strukturen.

**Die Aufgabe wird anspruchsvoll sein:
Bewahren, was uns trägt – und aufbrechen, wo Gott uns neue Wege zeigt.**

Seit dem 1. Januar 2026 gehört die ehemalige Kirchengemeinde Spachbrücken zur neuen Gemeinde Lichtenberger Land. Und damit verändert sich auch etwas von dem, was diese Gemeinde über Jahrhunderte geprägt hat.

Für manche hier ist das auch ein Abschied vom ausdrücklich lutherischen Profil. Aber muss das so sein? Oder kann das, was Spachbrücken geprägt hat, in die neue Gemeinde mitgenommen werden?

Nicht als Abgrenzung.
Nicht als etwas, worauf man stolz sein muss.
Sondern als eine Prägung, die man im Lichtenberger Land einbringen kann.

Vielleicht fragen Sie im Ortsausschuss einmal ganz konkret:
Was bedeutet es eigentlich für uns heute, lutherisch zu sein?

Für viele Menschen ist die Frage nach der Konfession gar nicht mehr so entscheidend.
Sie fragen nicht zuerst: Ist das eine lutherische oder reformierte Gemeinde?

Sie fragen:
Wo finde ich Trost?
Wo kann ich mit meinen Lebensfragen hin?

Worauf kann ich vertrauen?

Die Antworten darauf können zutiefst lutherisch sein:
Sola gratia. Allein aus Gnade.
Sola fide. Allein im Vertrauen.

Das sind keine Worte aus 500 Jahren Reformationsgeschichte.
Das ist die Botschaft, die auch heute noch trägt.

Wir brauchen Kirchen aus Stein.
Aber wir sind nicht dazu berufen, selbst zu Stein zu werden.

Wir dürfen unsere Kirchen bewahren – und gleichzeitig aufbrechen.
Wir dürfen dankbar zurückblicken – und gleichzeitig nach vorne schauen.
Wir dürfen festhalten, was trägt – und loslassen, was uns daran hindert, Menschen zu erreichen.

Und vielleicht sind der Pharisäer und der Zöllner deshalb gar nicht zwei völlig verschiedene Menschen.

Vielleicht wohnen beide in uns.

Es gibt Tage, da stehen wir auf unserem Sockel.

Da denken wir:

Das habe ich doch gut gemacht.

Da vergleichen wir uns.

Und es gibt andere Tage.

Da möchten wir am liebsten den Blick senken.

Da wissen wir:

Ich bekomme mein Leben gerade nicht auf die Reihe.

Da fühlen wir uns klein.

Da zweifeln wir an uns selbst.

Da fragen wir:

Reicht das?

Bin ich genug?

Und Jesus sagt zu beiden:

Dem Stolzen:

Steig herunter von deinem Sockel.

Und dem Verzagten:

Steh auf.

Du bist angenommen.

Beide leben von derselben Gnade.

Ist das nicht eine schöne Botschaft für das 500-jährige Jubiläum?

Wir müssen uns selbst nicht auf die Schulter klopfen.

Wir müssen uns auch nicht kleinmachen.

Wir dürfen dankbar sein.

Wir dürfen uns freuen.

Wir dürfen sogar ein bisschen stolz sein auf das, was Menschen hier über Jahrhunderte aufgebaut und bewahrt haben.

Aber wir müssen daraus keinen Sockel machen.

Denn Kirche lebt nicht aus sich selbst.

Sie lebt von Gottes Treue.

Wir müssen die Zukunft der Kirche nicht selbst retten.

Wir müssen nicht einmal so tun, als hätten wir auf jede Veränderung schon eine Antwort.

Wir dürfen vertrauen.

Denn der Gott, der den Zöllner gerecht gesprochen hat,

ist derselbe Gott,

der seine Kirche durch 500 Jahre getragen hat:

durch Aufbruch und Niedergang,
durch Glaubensfreude und Zweifel,
durch Streit und Versöhnung,
durch Veränderung und Bewahrung.

Und derselbe Gott wird auch morgen noch da sein.

Und auch in den nächsten 500 Jahren –

Gott sei Dank dafür.

Lasst uns in diese Zukunft gemeinsam aufzubrechen, statt gemeinsam zu versteinern.

Amen.